BaS
Bundesarbeitsgemeinschaft Seniorenbüros

BaS-LernWerkstatt

Bildung für Teilhabe und Vielfalt im Alter

DOKUMENTATION

Inhalt

Franz-Ludwig Blömker
EDITORIAL 2

Erik Rahn
BILDUNG FÜR TEILHABE UND VIELFALT IM ALTER – ERKENNTNISSE AUS DEM PROJEKT DER BaS 3

Susanne Kümpers und Monika Alisch
SOZIALE UNGLEICHHEIT IM ALTER? DIE HERAUSFORDERUNGEN UND PERSPEKTIVEN EINER ÄLTER WERDENDEN GESELLSCHAFT 10

Azra Dzajic-Weber
IN EINER WELT DER VIELFALT LEBEN –HERAUSFORDERUNGEN UND CHANCEN FÜR DIE ENGAGEMENTUNTERSTÜTZUNG 16

Lisa Glahn
DER EINSATZ VON PARTICIPATORY VIDEO IN SOZIALEN PROJEKTEN 20

IMPRESSUM 24

Erik Rahn ist als Dipl.-Päd. freiberuflicher Konzeptentwickler und Berater von Non-Profit-Organisationen. Seine Themenschwerpunkte sind die Förderung des bürgerschaftlichen Engagements und Fragen des demografischen Wandels.

Prof. Dr. Susanne Kümpers forscht und lehrt zu sozialer Ungleichheit und Public Health Strategien an der Hochschule Fulda. Prof. Dr. habil. Monika Alisch lehrt und forscht zu Sozialraum, demografischem Wandel, sozialer Ungleichheit und Partizipation an der Hochschule Fulda. Beide sind Mitglieder der 7. Altenberichtskommission der Bundesregierung.

Dr. Azra Dzajic-Weber ist Trainerin und Beraterin für Diversity und interkulturelle Kompetenz. Ihr Arbeitsschwerpunkt sind Sensibilisierungstrainings für die öffentliche Verwaltung, Verbände und Unternehmen zu unterschiedlichen Merkmalen gesellschaftlicher Vielfalt.

Lisa Glahn ist freie Dokumentarfilmerin und beschäftigt sich mit partizipativen Filmprojekten.

FRANZ-LUDWIG BLÖMKER

Editorial

Sehr geehrte Leserinnen und Leser,

die Gesellschaft wird bunter und der demografische Wandel stellt auch die Seniorenbüros sowie andere Einrichtungen der offenen Altenarbeit vor neue Herausforderungen. Da sich das soziale Zusammenleben durch Migration, erhöhte Mobilität der Menschen und zunehmende Vereinzelung nachhaltig wandelt, müssen wir uns fragen: Wie gelingt es, den Umgang mit diesen gesellschaftlichen Veränderungen als Bereicherung und positive Gestaltungsaufgabe wahrzunehmen und die eigene Einrichtung für neue Gruppen zu öffnen?

Die BaS hat deshalb haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitende von Seniorenbüros und ähnlichen Einrichtungen eingeladen, sich in einer „Lernwerkstatt“ mit Aspekten von Vielfalt und sozialer Ausgrenzung im Alter auseinanderzusetzen, um in der Arbeit vor Ort ein stärkeres Bewusstsein für Teilhabe und Diversität zu entwickeln. Ein gemeinsamer Lernprozess ermöglichte den Teilnehmenden, gedankliche Barrieren und praktische Hindernisse für eine stärkere Beteiligung unterschiedlicher Gruppen zu erkennen.

Die hier gemachten Erfahrungen stimmen uns hoffnungsfroh. Zugleich wurde aber deutlich, dass wir noch ein Stück gemeinsamen Weges vor uns haben. Wir brauchen neue Bilder und Haltungen. Dann kann es uns gelingen, konzeptionelle Ansätze und konkrete Maßnahmen zu entwickeln, um eine gesellschaftliche Teilhabe für möglichst alle älteren Menschen zu erreichen.

Die vorliegende Zusammenstellung dokumentiert wesentliche Erkenntnisse unseres Lernprozesses und möchte zur weiteren Beschäftigung mit dem Thema ermuntern. Die BaS wird sich jedenfalls auch künftig mit Aspekten von Vielfalt beschäftigen und hat ihre kommende Jahrestagung unter den Titel gestellt: „Seniorenbüros schaffen Zugänge – Teilhabe ermöglichen in einer vielfältigen Gesellschaft“. Zu dieser Auseinandersetzung am 21. und 22. November 2016 in Köln laden wir Sie bereits jetzt herzlich ein.

Mit besten Grüßen,

Franz-Ludwig Blömker, Vorsitzender der BaS

ERIK RAHN

Bildung für Teilhabe und Vielfalt im Alter

Erkenntnisse aus dem Projekt der Bundesarbeitsgemeinschaft Seniorenbüros

VORBEMERKUNG

Seniorenbüros sind seit über 20 Jahren an der Schnittstelle zwischen der Unterstützung einer selbstbestimmten Lebensführung im Alter und der Förderung einer engagierten Gestaltung dieser Lebensphase durch die Älteren selbst tätig. Dies ist im Kern ein emanzipatorischer Ansatz, der einem erweiterten Bildungsverständnis im höheren Erwachsenenalter folgt. Die Arbeit der inzwischen 360 Seniorenbüros in Deutschland ist gekennzeichnet durch ein Anknüpfen an vorhandene Ressourcen und Kompetenzen, die die Einzelnen ermächtigen, die „Dinge selbst in die Hand zu nehmen". Insofern sind Seniorenbüros auch Orte, die positive Lernerfahrungen für Selbstwirksamkeit und Eigenständigkeit ermöglichen. Dabei wird das aktive Eintreten für die eigenen Belange verbunden mit einem Engagement für Dritte. Dieser informelle Bildungsprozess wird durch die Aktivitäten der lokalen Infrastruktureinrichtungen gefördert und unterstützt.

Bislang kommen jedoch ältere Menschen, die aus verschiedenen Gründen, wie geringes Einkommen, schlechte Gesundheit oder Behinderung, Migrationserfahrung etc. tendenziell benachteiligt sind, in der Ansprache der Seniorenbüros noch relativ wenig vor. Sofern dies doch der Fall ist, werden diese Gruppen manchmal eher als unterstützungsbedürftig wahrgenommen und weniger als mitgestaltende Akteure. Auch insgesamt ist das bürgerschaftliche Engagement deutlich mittelstandsorientiert (siehe Freiwilligensurvey 2014) und an der Bevölkerungsmehrheit ausgerichtet. Es geht aber in der sich wandelnden Gesellschaft verstärkt darum, Zugänge für möglichst alle Menschen zu schaffen, unabhängig etwa von sozialem Status, Bildungshintergrund, ethnischer Herkunft, Religionszugehörigkeit oder sexueller Orientierung.

Mit dem hier beschriebenen Ansatz sollten hauptamtlich und ehrenamtlich Mitarbeitende von Seniorenbüros (und anderen lokalen Anlaufstellen) für Aspekte von sozialer Ausgrenzung im Alter sensibilisiert werden, wobei Erkenntnisse der Alternsforschung, der Engagementforschung und des Diversity-Ansatzes ebenso einflossen, wie die praktischen Erfahrungen der Teilnehmenden. Die bereits bestehenden Berührungspunkte der Seniorenbüros mit dieser Thematik wurden durch eine Online-Befragung im Vorfeld erhoben.

Durch das Projekt sollte erreicht werden, dass existierende gedankliche Barrieren bewusst gemacht und praktische Hindernisse für eine stärkere Beteiligung abgebaut werden. Die Seniorenbüros könnten damit – so die Annahme – zukünftig noch erfolgreicher dazu beitragen, dass eine gesellschaftliche Teilhabe für tendenziell alle älteren Menschen möglich wird.

SENIORENBÜROS

Die Gleichsetzung von höherem Lebensalter mit generellem Abbau ist schlichtweg nicht haltbar, wie viele Untersuchungen zeigen. Älter werdende Menschen haben viele Kompetenzen und Fähigkeiten und sie können an weiterhin vorhandene Lernkapazitäten anknüpfen. In

der Lebensphase ab 80 Jahren nimmt jedoch die Verletzlichkeit tendenziell zu, es kann vermehrt zu Einschränkungen kommen, die Unterstützung notwendig machen. Insgesamt gilt: Altern ist kein Zustand, sondern ein Prozess. Er wird durch viele Faktoren wie Einkommen, Lebensstil, berufliche und familiäre Situation, Gesundheit usw. mitbestimmt und gestaltet sich zudem höchst individuell. Pauschale Zuschreibungen führen also in die Irre. Angezeigt ist ein differenziertes Alternsbild.

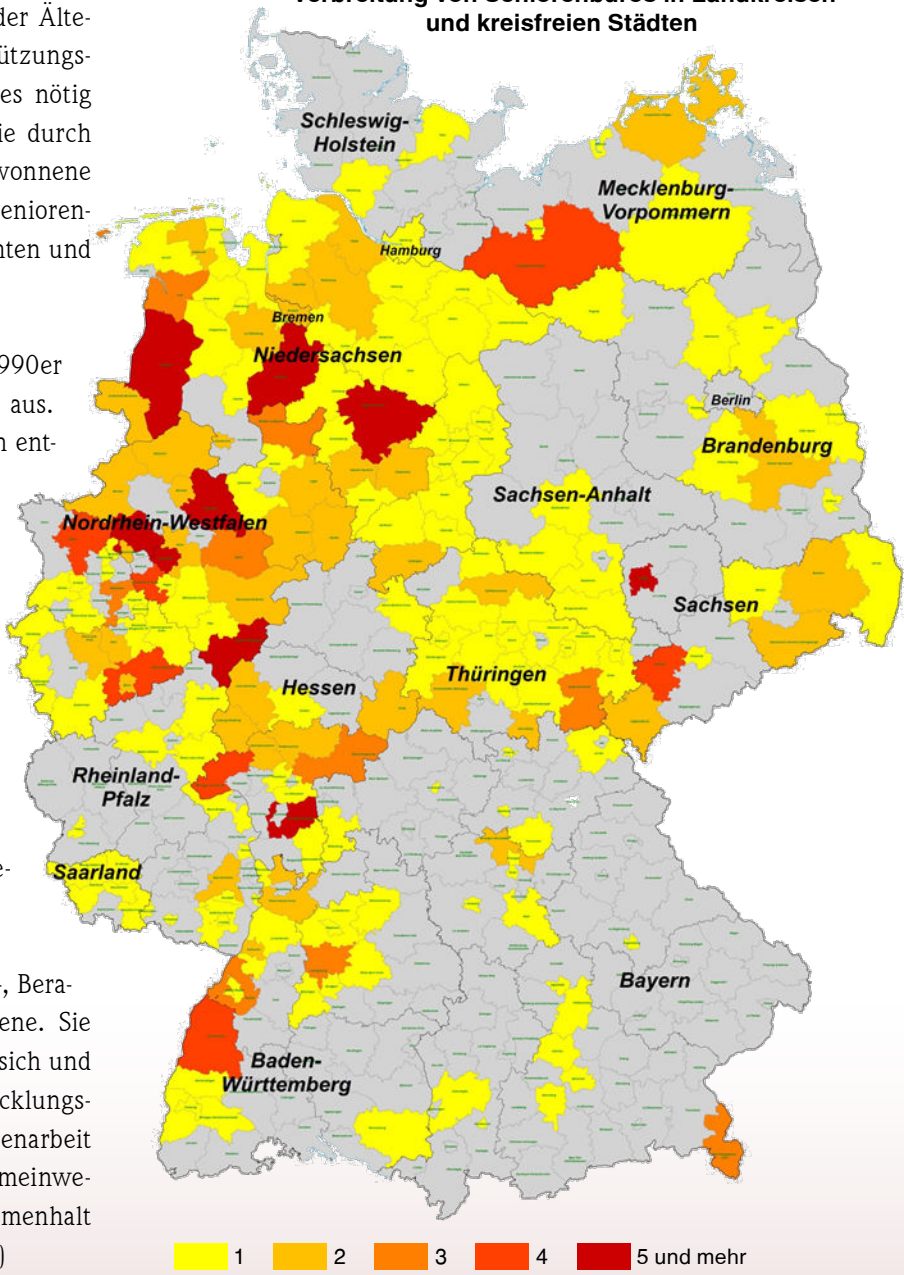
Diesem Leitgedanken haben sich die Seniorenbüros von Beginn an verschrieben, indem sie einerseits das Erfahrungswissen und die Engagementbereitschaft der Älteren ansprechen, zum anderen aber auch Unterstützungsbedarfe erkennen und Hilfe vermitteln, wo dies nötig ist. Sie teilen zudem die Überzeugung, dass die durch die allgemein gestiegene Lebenserwartung „gewonnene Zeit“ sinnhaft gestaltbar ist. Damit können die Seniorenbüros als Vorreiter der Idee eines selbstbestimmten und aktiven Alters angesehen werden.

Ihre Einrichtung ging Anfang bis Mitte der 1990er Jahre von einem Modellprojekt des BMFSFJ aus. Zunächst als Modellprogramm an 44 Standorten entwickelt, sind inzwischen rund 360 Seniorenbüros bundesweit tätig. Mit den Einrichtungen sollte der wachsenden Zahl von Älteren eine Perspektive für die weitere aktive Teilnahme am gesellschaftlichen Leben angeboten werden, insbesondere im Freiwilligensektor. Wenn auch durch diese Definition eine Fokussierung auf ältere Menschen – hier verstanden als über 50jährige – besteht, so wird doch der weitergehende Anspruch einer Signal- und Impulswirkung für das Gemeinwesen insgesamt formuliert.

„Seniorenbüros sind Informations-, Begegnungs-, Beratungs- und Vermittlungsstellen auf lokaler Ebene. Sie richten sich an Menschen ab 50 Jahren, die für sich und andere aktiv werden wollen. Sie agieren als Entwicklungszentren für innovative, Impuls gebende Seniorenarbeit und entwickeln Ideen, deren Umsetzung das Gemeinwesen einer Kommune bereichert und den Zusammenhalt stärkt“. (aus der Selbstdarstellung der BaS, 2014)

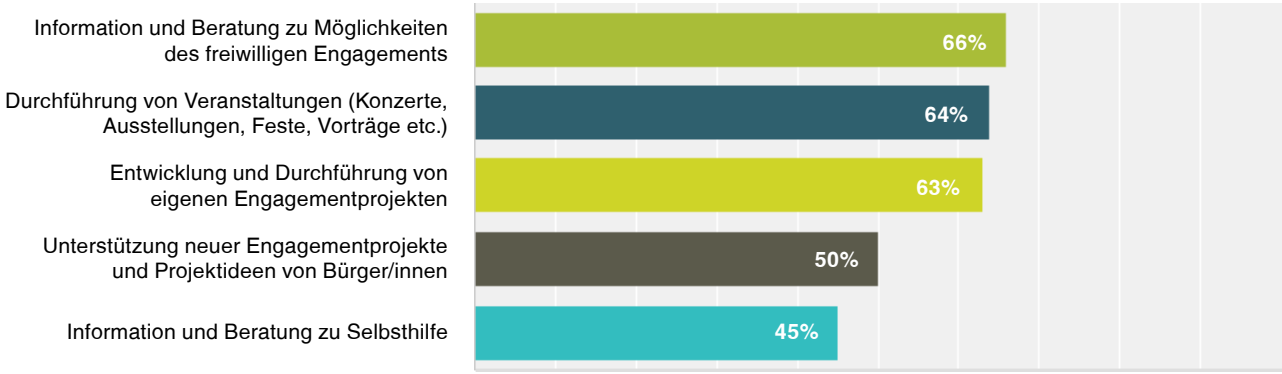
Nach einer Untersuchung des ISAB-Instituts für den Generali Engagementatlas 2015 sind 70% der Seniorenbüros in kommunaler Trägerschaft, 25% arbeiten als eigenständiger Verein. Im Vergleich aller Einrichtungen (u.a. Freiwilligenagenturen, Mehrgenerationenhäuser, Bürgerstiftungen) haben die Seniorenbüros mit die geringsten Budgets. 77% müssen mit einem Jahresetat von bis zu 50.000 € auskommen, d.h. zum Teil auch mit deutlich weniger Mitteln. Nur ein knappes Drittel hat mehr zur Verfügung.

Verbreitung von Seniorenbüros in Landkreisen und kreisfreien Städten



© ISAB-Institut 2014

Die fünf wichtigsten Leistungen der Seniorenbüros (Rangfolge „Hohe Bedeutung“)



© ISAB-Institut 2014

Die vom ISAB-Institut erstellte Bestandsaufnahme hat 340 Seniorenbüros ermittelt (Stand: Nov. 2014). Für die Einrichtungen ist eine sehr uneinheitliche Verteilung in der Fläche zu verzeichnen. Hohe Verbreitungsgrade werden kontrastiert von großen Regionen in denen überhaupt keine dieser Einrichtungen zu finden ist. Von einer Flächendeckung kann nicht gesprochen werden.

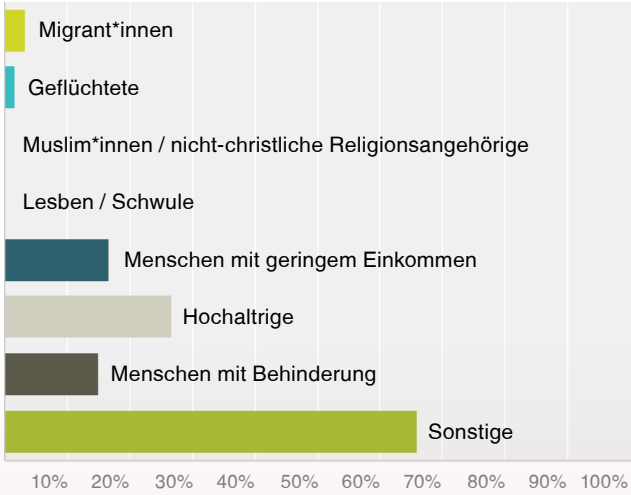
Am häufigsten engagieren sich die Seniorenbüros im Sozialen, ferner im Bereich Freizeit und Geselligkeit sowie in der Bildungsarbeit mit Erwachsenen. Die wichtigste Leistung ist die Information und Beratung zu Möglichkeiten des freiwilligen Engagements, darüber hinaus die Durchführung von Veranstaltungen, die Entwicklung eigener Engagementprojekte und die Unterstützung neuer Projektideen der Bürgerinnen und Bürger. Für etwas weniger als die Hälfte der Seniorenbüros ist auch die Information und Beratung zur Selbsthilfe bedeutsam.

Die angesprochenen Zielgruppen sind – wenig verwunderlich – vor allem Seniorinnen und Senioren, gefolgt von den gesondert aufgeführten Hochaltrigen und mit etwas Abstand pflegenden Angehörigen. Damit werden diese Gruppen von den Seniorenbüros besonders gut erreicht.

ONLINE-BEFRAGUNG

Im Zeitraum Anfang November 2015 bis Mitte Januar 2016 wurden die Seniorenbüros mit einem onlinebasierten Fragebogen gebeten, Angaben zu Ihren bisherigen Berührungspunkten mit „diversen Gruppen“ zu machen. Diese Gruppierungen wurden angelehnt an die im Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz von 2006 (AGG) aufgeführten Differenzierungsmerkmale benannt, ergänzt durch Menschen mit *geringem Einkommen* und aus aktuellem Anlass durch die Gruppe der *Geflüchteten*. Bezogen auf das Merkmal Lebensalter ist die Gruppe der *Hochaltrigen* aufgeführt worden, verstanden als Menschen über 80 Jahre. An der Befragung nahmen 60 Einrichtungen teil, was einer Rücklaufquote von rund 18% bei einer Grundgesamtheit von 340 Seniorenbüros entspricht. Damit sind die hier festgestellten Ergebnisse sowohl repräsentativ als auch die ableitbaren allgemeinen Aussagen hinreichend belastbar. Weitergehende Interpretationen sind durch die bewusste Schlichtheit des Fragebogentools jedoch nur bedingt zu treffen. Auszüge der Befunde werden im Folgenden präsentiert.

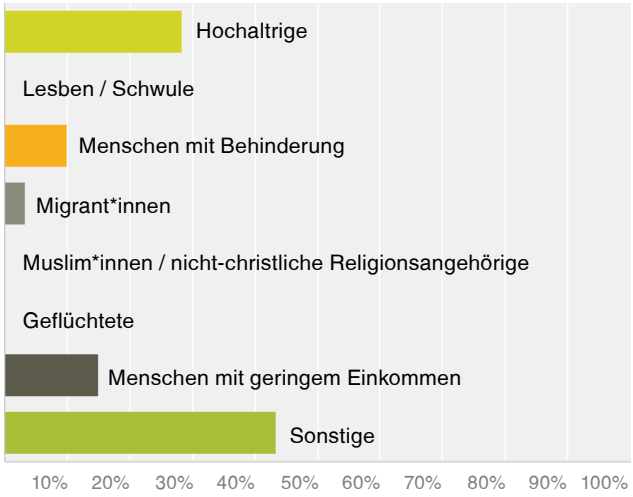
Die Frage **„Welche besondere Gruppen älterer Menschen sind Nutzer*innen Ihrer Einrichtung?“** ergab folgendes Bild:



Danach sind lt. Aussage der Befragten als „besondere Gruppe“ besonders die *Hochaltrigen* mit rund 27% als Nutzerinnen und Nutzer vertreten. Dies kann angesichts

der generellen Ausrichtung der Seniorenbüros auf ältere Menschen nicht überraschen. Gefolgt werden diese von *Menschen mit geringem Einkommen* (17%) und *Menschen mit Behinderungen* (15%). Insofern sind einige der aufgeführten Gruppen in der Nutzungsstruktur durchaus in einem bestimmten Umfang vorhanden. Jedoch tauchen andere Gruppen in der Beantwortung wenig (*Migrant*innen, Geflüchtete*) bis überhaupt nicht (*Lesben/Schwule, Muslim*innen*) auf. Bemerkenswert ist weiterhin der große Anteil der *Sonstigen* (37%). Bei der genaueren Betrachtung der hier angegebenen Spezifizierungen fällt auf, dass es sich durchweg um allgemeine Benennungen (*Senioren, Alle zwischen 50 und älter, Ältere Menschen* usw.) handelt. Dies sind eben gerade keine „besondere Gruppen" im oben definierten Sinne.

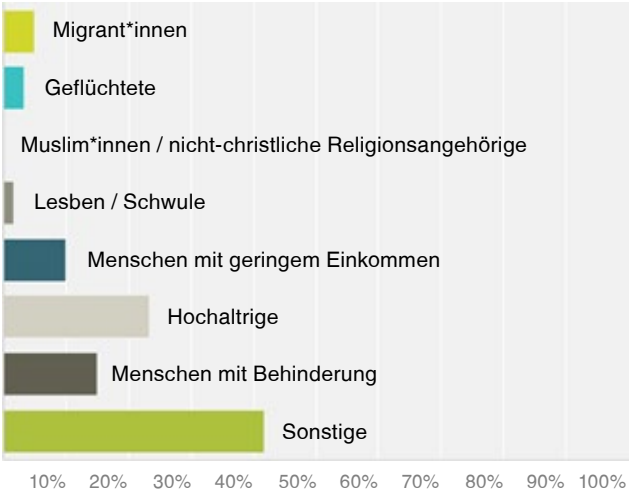
Bei der Frage **„Welche Gruppen älterer Menschen sprechen Sie gezielt an?"** wurde ein ähnlicher Befund sichtbar.



Auch in der gezielten Ansprache werden einige Gruppen häufiger genannt. Dies sind wiederum die Hochaltrigen mit 28%, *Menschen mit geringem Einkommen* mit 15% und *Menschen mit Behinderungen* mit 10%. Hinzu kommen *Migrant*innen* mit 3%. Damit sind dieselben spezifischen Gruppen in fast demselben Umfang Nutzer*innen, die von den Einrichtungen auch gezielt angesprochen werden. Insofern erreicht die Ansprache scheinbar die gewünschten Zielgruppen. Überhaupt nicht adressiert werden jedoch offenbar *Lesben und Schwule*, *Muslim*innen* sowie *Geflüchtete*. Folgerichtig tauchen sie als Nutzer*innen der Einrichtungen auch praktisch nicht auf oder werden zumindest nicht als solche registriert.

Auffällig ist auch hier der sehr hohe Anteil der Gruppe der Sonstigen mit 43%. Die in dieser Rubrik aufgelisteten Menschen, die „gezielt" angesprochen werden, sind hingegen wieder recht allgemein definiert und lassen kaum eine über die bereits genannten Gruppen hinausgehende spezifische Ansprache erkennen (*alle, keine besondere Gruppe, Seniorinnen und Senioren* etc.).

Ein nur leicht differenziertes Bild ergibt die Fragestellung: **„Für welche Gruppen älterer Menschen haben Sie spezielle Angebote entwickelt?"**

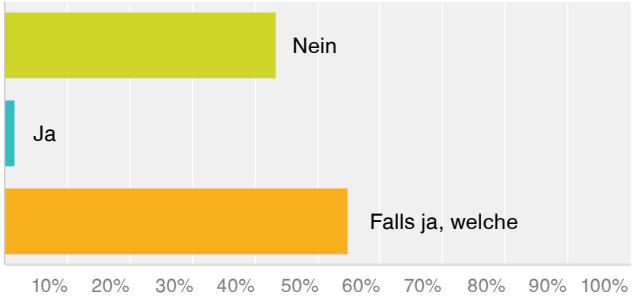


Wiederum sind die bereits genannten Gruppen am häufigsten vertreten, für die auch besondere Angebote entwickelt wurden. *Hochaltrige* mit 23% führen die Liste an, gefolgt von *Menschen mit Behinderung* mit 15%, *Menschen mit geringem Einkommen* mit 10% und *Migrant*innen* mit 5%. Dies sind weitgehend die Werte zur vorherigen Frage. In einem recht geringen Umfang werden zudem für die Gruppe der *Geflüchteten* und die der *Schwulen und Lesben* Angebote vorgehalten, welche aber – wie gezeigt – scheinbar damit nicht gezielt angesprochen werden. Abermals nicht explizit vertreten sind *Muslim*innen*. Beim erneut größten Anteil der *Sonstigen* (42%) wiederholt sich der bereits beschriebene Befund der Nennung von allen möglichen Gruppen (*keine besondere Gruppe, alle ab 60 Jahren, Senioren allgemein* usw.), die jedoch nicht als „besondere" im Sinne der genannten Kategorien erkennbar sind.

Die Ergänzungsfrage nach der Beschreibung dieser „besonderen" Angebote: **„Welche sind dies?"** führt zu einer Vielzahl unterschiedlicher Nennungen (insg. 144), die ein sehr breites Tätigkeitsspektrum der Seniorenbüros erkennen

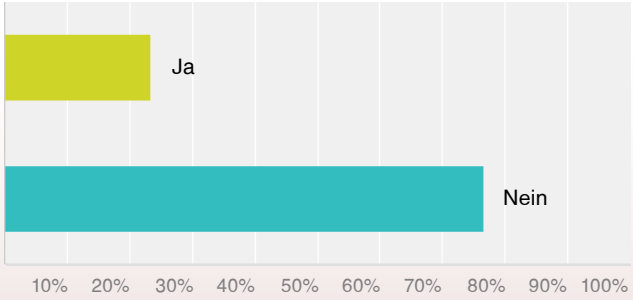
lassen. Dies geht von diversen Freizeitaktivitäten, über unterschiedliche Hilfs-und Begleitangebote bis hin zur Unterstützung des freiwilligen Engagements. Von einigen Ausnahmen abgesehen (*Sprachkurse, Hilfe bei Rechtsfragen* etc.), wird jedoch nicht sichtbar, inwiefern diese enorme Angebotsfülle auf spezifische Gruppen ausgerichtet ist. Vielmehr wird eine allgemeine „Offenheit“ reklamiert.

Es schloss sich, bezogen auf die Schaffung spezieller Angebote, die Frage an: **„Waren damit besondere Herausforderungen verbunden?“**



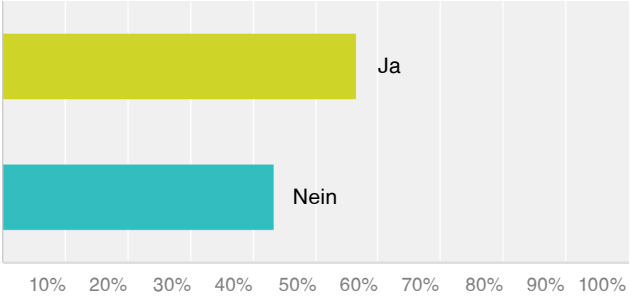
Danach gaben immerhin 43% der Befragten an, dass mit der Schaffung und Etablierung besonderer Angebote für sie keine besonderen Herausforderungen verbunden sind oder waren. Hingegen beantworten nur unter 2% die Frage mit ja. Dennoch haben hier 55% der Einrichtungen Angaben zur Art dieser Herausforderungen gemacht. Überwiegend sind dies finanzielle Probleme, oft in Verbindung mit geringen personellen Ressourcen. Auch die Gewinnung von Ehrenamtlichen für diese (zusätzlichen) Aufgaben wird als Herausforderung beschrieben. Genannt werden ebenfalls häufiger die Schwierigkeit, an die gewünschten Gruppen „heranzukommen“ und sprachliche, kulturelle oder auch räumliche Barriere zu überwinden.

Zusätzlich wurde die Frage gestellt: **„Haben Sie aktuell Angebote für Geflüchtete entwickelt?“**



Dies ist bislang nur bei einem knappen Viertel der Einrichtungen der Fall. Bei mehr als Zweidrittel der Seniorenbüros ist diese Thematik noch nicht verankert. Bei den bereits bestehenden Angeboten handelt es sich um Beispiele wie Sprachunterstützung, Integrationslotsen oder Willkommens-und Begegnungsangebote.

Die abschließende Frage **„Haben Sie weiteren Beratungsbedarf/Fortbildungsbedarf zum Thema ‚Vielfalt im Engagement‘?“** bejahten über die Hälfte der Befragten (56%), immerhin 43% sehen jedoch für sich keinen Beratungsbedarf was die Ansprache und Erreichung besonderer Gruppen betrifft.



Insgesamt ergibt sich ein differenziertes Bild. Während nach den Angaben der befragten Seniorenbüros einige Gruppen aus dem vorgegebenen Spektrum durchaus schon in einem bestimmten Umfang angesprochen und erreicht werden, gilt dies für andere weniger bzw. gar nicht. Danach sind insbesondere *Hochaltrige, Menschen mit geringem Einkommen* und *Menschen mit Behinderung* als spezifische Zielgruppen für einen Teil der Seniorenbüros erkennbar. Allerdings legen die festgestellten Werte hierfür nahe, dass es bei der Mehrheit der Einrichtungen noch weiteres Entwicklungspotenzial in dieser Hinsicht gibt.

Hingegen gilt diese Annahme für die Ansprache und Erreichung bezogen auf *Migrant*innen* und *Geflüchtete* noch in viel stärkerem Maße und für fast alle Einrichtungen; ihr Anteil ist derzeit noch recht gering. Überhaupt nicht angesprochen werden nach diesen Befunden bislang (ältere) *Lesben und Schwule* sowie *Muslim*innen und andere nicht-christliche Religionsangehörige*. Warum dies der Fall ist, kann nur vermutet werden, möglicherweise bestehen hier auf Seiten der Einrichtungen auch teilweise Berührungsängste.

Die Befragung zeigt aber auch: Sofern eine gezielte Ansprache erfolgt, können durchaus unterschiedliche Gruppen erreicht werden, zum Teil erfolgt diese Adressierung jedoch offenbar aber nicht. Hier ist also ein erhebliches Potenzial vorhanden, zu dessen Hebung neben einer fachgerechten personellen und materiellen Ausstattung auch eine weitergehende Sensibilisierung und Qualifizierung der Einrichtungen notwendig ist.

ERKENNTNISSE AUS DER BaS-LERNWERKSTATT

Ausgehend von der These einer ausbaufähigen Ansprachevielfalt „diverser“ Gruppen, die auch durch die Befragung gestützt scheint, hat die BaS Ende Januar 2016 eine sogenannte Lernwerkstatt durchgeführt. Sie richtete sich unter dem Titel „Bildung für Teilhabe und Vielfalt im Alter“ an haupt-und ehrenamtlich Verantwortliche aus den Seniorenbüros. 35 Teilnehmende besuchten die zweitägige Veranstaltung in Köln, die sich zum Ziel gesetzt hatte, zunächst eigene Eistellungen und Haltungen zu reflektieren, um dann Schlussfolgerungen für die Arbeitsweise in den Einrichtungen vor Ort zu ziehen.

Den Auftakt bildete ein Impulsreferat von Prof. Dr. Susanne Kümpers von der Hochschule Fulda, die sich als Mitglied der 7. Altenberichtskommission der Bundesregierung mit den „Bedingungen von Ausgrenzung und Teilhabe im Alter“ beschäftigt hat. Dabei wurden von ihr als besonders wirkmächtig für die Diskriminierung ein niedriges Einkommen (Altersarmut), ein schlechter gesundheitlicher Allgemeinzustand und ein geringes Bildungsniveau beschrieben. Daraus erfolgt in der Konsequenz eine unzureichende soziale Einbindung, zumal wenn sich diese Faktoren gegenseitig verstärken. Bedeutend häufiger ist dies bei älteren Frauen der Fall, was ihre Gefahr für soziale Ausgrenzung tendenziell erhöht. Einige Gruppen betrifft in Folge lebenslanger Diskriminierungserfahrungen (Lesben, Menschen mit Behinderung) unzureichende soziale Teilhabe auch im Alter signifikant häufiger. (→ Siehe hierzu den Textbeitrag von Kümpers/Alisch in dieser Broschüre.)

Einen weiteren inhaltlichen Beitrag lieferte Dr. Azra Dzajic-Weber, die als Diversitiy-Expertin mit ihrem Beitrag „In einer Welt der Vielfalt leben – Herausforderungen und Chancen für die Engagementunterstützung“ die Teilnehmenden in die verschiedenen Dimensionen des Vielfalt-Konzepts einführte. Dabei ging sie zunächst auf die Kerndimensionen Geschlecht, sexuelle Identität, ethnische Zugehörigkeit oder Hautfarbe, Religion oder

Weltanschauung, Lebensalter, Behinderung und sozialer Status ein. Sie machte deutlich, dass es sich dabei um äußerlich erkennbare Eigenschaften, aber auch um gesellschaftlich konstruierte Merkmale handeln kann. Sie verdeutlichte den Zusammenhang von eigener Identität, der Zugehörigkeit zu verschiedenen Gruppen und den damit verbundenen ungleichen Machtverhältnissen. Klar wurde, dass es dabei nicht nur um „objektive Tatbestände“ geht, sondern auch um verdeckte gesellschaftliche Vorurteile. (→ Siehe hierzu den Beitrag in dieser Broschüre.)

Die Aktiven aus den Seniorenbüros gingen vor diesem Hintergrund in mehreren Arbeitsphasen auf ihre bisherigen persönlichen Erfahrungen ein und setzten sich mit individuellen Vorstellungen, Vorurteilen und sozialen Zuschreibungen auseinander. Dieser Prozess machte den Beteiligten deutlich, dass bei näherer Betrachtung die eigene Wahrnehmung unterschiedlicher Gruppen oder eben deren Nicht-Wahrnehmung immer mit individuellen Vorannahmen verbunden ist, die das eigene Handeln mit prägen. Dies bewusst zu machen, war der Kern der Übung. Erst die reflektierte Haltung hierzu ermöglicht nämlich die Öffnung für unterschiedliche Gruppen in der Praxis vor Ort.

Als weiteres Element des Workshops besuchten die Teilnehmenden das Kölner Beratungszentrum für gleichgeschlechtliche Lebensweisen rubicon, welches sich zunehmend auch mit älter werdenden Homosexuellen auseinandersetzt. Zudem erhielten sie von Lisa Glahn mit dem Beitrag „Eigene Geschichten filmen – Über partizipative Filmprojekte“ Einblick in einen besonderen Ansatz für die Selbstermächtigung von Betroffenen. (→ Siehe hierzu den Beitrag in dieser Broschüre.)

Die Mitwirkenden zeigten sich abschließend motiviert von den gemachten Erfahrungen der Veranstaltung, waren aber auch der Meinung, dass das Thema „Vielfalt“ weiter bearbeitet werden müsse. Dies bestätigte die BaS in ihrer Planung für die kommende Jahrestagung, die sich mit „Schaffung neuer Zugänge in einer Welt der Vielfalt“ beschäftigen wird.

FAZIT

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die „bunter“ werdende Gesellschaft für die lokalen Einrichtungen wie die Seniorenbüros gleichzeitig Chancen und Herausforderungen bringt. Einerseits könnten unterschiedliche und neue Gruppen für die Arbeit stärker gewonnen werden, was jedoch andererseits die Öffnung für deren spezifische Bedürfnisse voraussetzt. Eine gelebte Vielfalt kann nur gelingen, wenn ein stärkeres Bewusstsein für Diversität und soziale Teilhabe entwickelt wird. Dabei sind bei den Verantwortlichen vor Ort zum Teil zunächst noch eigene gedankliche Barrieren zu überwinden sowie neue Bilder und Haltungen zu entwickeln. Manche Gruppen werden bislang kaum wahrgenommen und demzufolge auch nicht erreicht. Damit dies besser gelingt, gilt es für Seniorenbüros auch hier, über neue Konzepte nachzudenken. Der beste Weg zur sozialen Teilhabe ist dabei die aktive Beteiligung der Menschen selbst.

LITERATUR

Bundesarbeitsgemeinschaft Seniorenbüros (2015): Engagiert vor Ort – 20 Jahre Netzwerk der Seniorenbüros

Bundesarbeitsgemeinschaft Seniorenbüros (2014): www.seniorenbueros.org/index.php?id=5

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2010): Hauptbericht des Freiwilligensurveys 2009

Generali-Zukunftsfonds (2014): Generali Engagementatlas 2015, Rolle und Perspektiven Engagement unterstützender Einrichtungen in Deutschland

Institut für sozialwissenschaftliche Analysen und Beratung/ISAB (2014): Strukturanalyse Engagement unterstützende Einrichtungen in Deutschland

Kümpers, Susanne/Alisch, Monika (2015): Soziale Ungleichheit im Alter? Die Herausforderungen und Perspektiven einer älter werdenden Gesellschaft, in: Römer, Norbert/Herter, Marc (Hrsg.): NRW Zweitausend-30: Stark und Gerecht! Impulse für Fortschritt, Aufstieg und Zusammenhalt, S. 151-160.

SUSANNE KÜMPERS UND MONIKA ALISCH

Soziale Ungleichheit im Alter?

Die Herausforderungen und Perspektiven einer älter werdenden Gesellschaft

Entnommen mit freundlicher Genehmigung aus: Römer, Norbert/Herter, Marc (Hrsg.): NRW Zweitausend-30: Stark und Gerecht! Impulse für Fortschritt, Aufstieg und Zusammenhalt, S. 151-160.

Der Begriff der „Sozialen Ungleichheit“ beschreibt die dauerhaft ungleiche Verteilung von Lebenschancen zwischen Bevölkerungsgruppen einer Gesellschaft (Hradil, 1999). Sie wird zum einen mithilfe des Schichtindexes* erfasst; zum anderen verdeutlicht sie in Bezug auf „horizontale“ Merkmale der Gesellschaftsstruktur Ungleichheiten bspw. nach dem Geschlecht, der Ethnizität, der Behinderung oder des Milieus (vgl. Walgenbach, 2014).

Soziale Ungleichheiten und Diversität auch in der älteren Bevölkerung nehmen wahrnehmbar zu:

- die selbstbewussten Generationen der 1968er und folgender sozialer Bewegungen werden alt;
- Lebensläufe, Rollen und Orientierungen von Frauen haben sich verändert;
- Arbeitsmigranten der 1960er und 1970er Jahre, die ihnen nachgezogenen und weitere Gruppen von Migrant/-innen, bspw. Spätaussiedler/-innen, kommen ins Rentenalter;
- die ersten Generationen offen homosexueller Männer und Frauen in Deutschland werden alt;
- die erste Generation von Menschen mit Behinderung, die nach dem Nationalsozialismus am Leben blieben und denen eine bessere medizinische Versorgung und (psycho-)soziale Unterstützung zuteil wurde, erreichen ein höheres Alter als die Generationen vor ihnen;
- aber auch: die sozioökonomischen Unterschiede innerhalb der älteren Generationen werden größer, dadurch, dass Einkommens- und Vermögensunterschiede allgemein gewachsen sind, die gesetzlichen Renten sich zunehmend von der Lohnentwicklung abkoppeln und ererbter Besitz eine größere Rolle spielt.

Dieser Artikel erläutert die Formen und Auswirkungen von Ungleichheit im Alter und verweist damit auf politische, gesellschaftliche und fachbezogene Handlungserfordernisse.

ALTERSARMUT

Armut im Alter ist im Regelfall nicht mehr umkehrbar (Geyer, 2014; Goebel & Grabka, 2011). Bei abnehmender physischer und psychischer Wehrhaftigkeit und zunehmenden Einschränkungen entsteht insbesondere für benachteiligte Ältere eine Situation erhöhter Vulnerabilität: Zum einen sind ihre Lebensbedingungen – z. B. ungeeignete Wohnsituationen, Empfinden von Unsicherheit im Wohnumfeld – problematischer, zum anderen sind ihre Reservekapazitäten (psychosozial, physisch, finanziell) in der Regel niedriger als bei anderen Gruppen. Sie sind dadurch „anfällig“ für krisenhafte Situationen von manifester Armut, sozialer Exklusion und Unterversorgung (Schröder-Butterfill & Marianti, 2006).

* Mithilfe „vertikaler“ Merkmale, nämlich des Einkommens, des formalen Bildungsstatus und des beruflichen Status wird der jeweilige sozioökonomische Status (SES) bestimmt.

Altersarmut wird unterschiedlich definiert bzw. gemessen: (1) anhand des Bezugs der Grundsicherung im Alter bzw. (2) mit der in der EU gängigen Definition des Armutsrisikos als Einkommensbezug unterhalb von 60 Prozent des äquivalenzgewichteten Medianeinkommens. Das Niveau der Grundsicherung liegt allerdings deutlich unterhalb der Armutsrisikoschwelle und sogar unterhalb der Schwelle für die Bemessung „strenger Armut", die in der Regel bei 50 Prozent des Medianeinkommens angesetzt wird (Faik & Köhler-Rama, 2013). Aus der Perspektive der EU-Definition stellt die Grundsicherung also keinen Schutz vor Armut dar; sie ermöglicht keine ausreichende gesellschaftliche Teilhabe – und erhöht insofern das Risiko sozialer Exklusion (Becker, 2012). Zudem wird von vielen Berechtigten (Becker spricht von 68 Prozent) die Grundsicherung aus Unwissenheit oder Scham nicht beantragt. Bisher ist die Inanspruchnahme der Grundsicherung gering (im Jahr 2012: 2 Prozent der über 65-Jährigen in den östlichen, 3 Prozent in den westlichen Bundesländern, Bundesamt für Statistik, 2013), steigt allerdings wahrnehmbar von Jahr zu Jahr.

Für die kommenden Jahre und Jahrzehnte wird ein relevanter Anstieg der Altersarmut erwartet (Bäcker, 2011; Bäcker & Schmitz, 2013; Faik & Köhler-Rama, 2013; Geyer, 2014; Goebel & Grabka, 2011). Bestimmte Gruppen unter den Geringverdiener/-innen sind – gegenwärtig und zukünftig – besonders vom Armutsrisiko im Alter betroffen: Personen mit längeren Phasen von Unterbeschäftigung bzw. Langzeitarbeitslosigkeit, vor allem in Ostdeutschland; Menschen mit Migrationshintergrund (auch bei höheren Bildungsabschlüssen); Alleinlebende – insbesondere Frauen sowie hochaltrige Frauen (vgl. Simonson et al., 2012).

SOZIALE UNGLEICHHEITEN, GESUNDHEIT UND VERSORGUNG

Gesundheitliche Unterschiede zwischen Menschen mit unterschiedlichem sozioökonomischen Status (SES) sind vielfach nachgewiesen worden. Mit niedrigerem Bildungsstatus und/oder Einkommen sinkt die durchschnittliche Lebenserwartung und treten chronische Krankheiten

und Funktionseinschränkungen früher auf (Lampert et al., 2007; Leopold & Engelhardt, 2011). Diese Befunde lassen sich einerseits mit den langfristigen kumulativen Belastungen im Verlauf eines Lebens, andererseits mit je aktuellen Lebenslagen- und Lebensstileffekten im Alter erklären (vgl. Dragano & Siegrist, 2009). Viele soziale und räumliche Faktoren (z. B. Netzwerke; Erholungsflächen im Wohnumfeld) moderieren zwischen Status und Gesundheit und zeigen unabhängige Gesundheitseffekte auch bei älteren Menschen (Breeze et al., 2005; Yen et al., 2009). Während also einerseits ältere Menschen „die Last ihres Lebens" tragen, ist es andererseits wichtig, darauf hinzuweisen, dass auch im Alter durch Veränderungen von Lebenslagen und Lebensweisen Gesundheit beeinflusst wird.

Zusätzlich zu den vertikalen Unterschieden (SES) tragen horizontale Dimensionen wie Geschlecht, Ethnizität, Einschränkungen sowie sexuelle Orientierungen innerhalb gegebener gesellschaftlicher Strukturen zu günstigen oder ungünstigen Lebenslagen, zu mehr oder weniger ausgeprägten Verwirklichungschancen und damit zu Gesundheitseffekten bei.

Im Durchschnitt sind die heutigen Älteren gesünder als die Älteren früherer Kohorten; allerdings haben untere Schichten von den Verbesserungen der letzten Jahrzehnte deutlich weniger profitiert.

Hinsichtlich sozialer Ungleichheiten in medizinischer und pflegerischer Versorgung gilt die Forschungslage in Deutschland als unbefriedigend (Möller et al., 2013; Von dem Knesebeck et al., 2009). Bezogen auf medizinische Versorgung wird zwischen Ungleichheit beim Zugang zu, der Inanspruchnahme von und der Qualität der erbrachten Versorgung unterschieden. Während keine Unterschiede beim Zugang zu ambulanter hausärztlicher Versorgung erkennbar sind, unterscheidet sich der Zugang zu Fachärzten in Abhängigkeit vom Bildungsstatus. Zudem sind die unterschiedlichen Wartezeiten auf Behandlungstermine von GKV- und PKV-Patienten bekannt. Während zur Inanspruchnahme stationärer Versorgung kaum ungleichheitsbezogene Befunde vorliegen, gibt es qualitative empirische Hinweise auf eine geringere Sorgfalt im Umgang mit Patient/-innen, die sich nicht gut verständlich machen können (Dreißig, 2008). Zielgruppenspezifische Behandlungsstrategien werden in Deutschland bisher nicht systematisch gefördert.

Hinweise auf ungleiche Zugangschancen zu Leistungen der sozialen Pflegeversicherung finden sich ebenso, obwohl schon das Risiko der Pflegebedürftigkeit sozial ungleich verteilt ist und untere Einkommensschichten früher bzw. überproportional trifft. Einerseits scheinen Antragstellungen auf eine Pflegestufe häufiger in ärmeren Haushalten zu unterbleiben (Möller et al., 2013); andererseits zeigte eine Untersuchung an MDK-Daten aus Westfalen-Lippe, dass Ältere mit Migrationshintergrund deutlich häufiger als Deutsche als „nicht pflegebedürftig" bzw. in niedrige Pflegestufen eingruppiert wurden. Da Menschen mit Migrationshintergrund bezogen auf ihren Bevölkerungsanteil seltener überhaupt eine Pflegestufe beantragten, war dies nicht durch ein „übertriebenes" Antragstellungsverhalten zu erklären (Okken et al., 2008).

(Nicht nur) in der informellen Pflege spielt das Geschlecht eine Rolle: Frauen pflegen häufiger als Männer; in höherem Alter leben sie häufiger allein und haben geringere Chancen als Männer, von Familienangehörigen gepflegt zu werden (Simon, 2004).

In Familien in niedrigeren Statusgruppen wird häufiger selbst gepflegt und werden seltener Pflegesachleistungen, also professionelle Pflegedienste, in Anspruch genommen (Blinkert & Klie, 2008). Dies kann als ein Vorteil für die von Angehörigen Gepflegten gelten. Besonders für die pflegenden Frauen sind mit der Angehörigenpflege allerdings häufig weitere Einkommens- und Gesundheitseinbußen verbunden (Rothgang & Unger, 2013).

SOZIALE TEILHABE

Selbstbestimmte und gestaltende soziale Teilhabe – in ihren unterschiedlichen Facetten von persönlichen sozialen Netzwerken bis zu formellen Rollen im Engagement – gilt als Voraussetzung für ein menschenwürdiges Dasein – und als gesundheitsförderlich. In Bezug auf ältere Menschen wird soziale Teilhabe häufig vergleichsweise eingeschränkt mit einem Fokus auf „Dabeisein" oder „Teilnehmenkönnen" beschrieben; Mitgestaltung und Mitentscheidung werden selten thematisiert, was einem emanzipatorischen Alternsbild kaum entspricht.

Menschen in niedrigen Statusgruppen verfügen durchschnittlich über weniger soziale Netzwerke und geringere soziale Unterstützung. Das Risiko sozialer Isolation steigt insbesondere angesichts von Armut, ebenso mit dem Alter und noch mal mehr mit Pflegebedürftigkeit. Armut, soziale Isolation und Gesundheitseinschränkungen scheinen sich also besonders im Alter in einem Negativkreislauf wechselseitig zu verstärken.

Auch zivilgesellschaftliche Partizipation und Engagement sind im Alter sozial ungleich verteilt und bspw. durch das Bildungsniveau beeinflusst (Hank & Erlinghagen, 2009). Ungünstige sozioökonomische und soziokulturelle Bedingungen gelten als Barrieren für ein Engagement benachteiligter Älterer; für ihre Teilhabe bedarf es entsprechender Förderstrategien (Naegele & Rohleder, 2001), sinnvollerweise auf lokaler Ebene. Engagement spiegelt also nicht nur – wie oft dargestellt – persönliche Präferenzen, sondern auch und wesentlich ungleiche Zugangschancen für gesellschaftlich sichtbare und anerkannte Funktionen in der Zivilgesellschaft! Die Engagementberichterstattung in Deutschland zeigte bislang häufig einen Mittelschichts- und Genderbias, der weniger formalisierte Unterstützungsnetzwerke, in denen Menschen mit geringer formaler Bildung oder solche mit Migrationsgeschichte eine größere Rolle spielen, kaum in den Blick nahm (Alisch & May, 2013).

TEILHABECHANCEN UND UNTERSTÜTZUNGSBEDARFE VULNERABLER GRUPPEN

Frauen im Alter tragen ein doppeltes Risiko eingeschränkter Lebensqualität: Alte und sehr alte Frauen leben häufiger allein, in Armut und sind von sozialer Isolation bedroht.

Die Alltagsorganisation älterer Migrantinnen und Migranten in städtischen Wohnquartieren zeigt zum Teil dichte Netzwerke informeller Selbsthilfe und gegenseitiger Unterstützung. Gerade im Bereich von Gesundheit und Pflege sind Sorgenetzwerke älterer Migrantinnen und Migranten langfristig allerdings eher fragil und unterstützungsbedürftig (May & Alisch, 2013) Ältere homosexuelle Frauen und Männer haben in der Regel

lebensgeschichtliche Diskriminierungserfahrungen. Offen schwule bzw. lesbische Lebensweisen sind häufig Voraussetzung für Selbstakzeptanz und soziale Integration (Bochow, 2005), aber noch lange nicht überall erreicht und akzeptiert.

Als besonders relevant für die Lebenslagen älterer Menschen mit Beeinträchtigungen wurden spezifische gesundheitliche und Armutsrisiken identifiziert. Das Ausscheiden aus dem Erwerbsleben, insbesondere aus geschützten Arbeitsplätzen in Werkstätten für behinderte Menschen, ist eine Herausforderung für die Inklusion insbesondere von Menschen mit geistiger Behinderung (Schäper & Graumann, 2012).

WOHNQUARTIER, UNGLEICHHEIT UND TEILHABE

Ungleichheit zeigt sich auch räumlich: Mit dem Begriff der Segregation werden Wohnquartiere identifiziert, in denen Menschen ähnlicher Lebenslage wohnen (vgl. Dangschat/Alisch 2014). Problematisiert wird dies meist nur dann, wenn dort als sozial und/oder ökonomisch benachteiligt beschriebene Bevölkerungsgruppen wohnen.

Während einerseits benachteiligende Effekte von Quartieren für die Bewohner/-innen belegt sind, gilt andererseits das Wohnquartier / die Nachbarschaft ebenso als relevante Einheit, um den Aufbau und Erhalt kompensatorischer sozialer Netzwerke zu unterstützen und damit (nicht nur) vulnerablen älteren, auch pflegebedürftigen Menschen soziale Integration und Teilhabe und damit Gesundheit und Lebensqualität zu ermöglichen. Funktionierende Nachbarschaften sind allerdings – gerade in ressourcenarmen Umgebungen – nicht selbstverständlich, sondern erfordern Unterstützung bspw. durch nachhaltiges Quartiermanagement; sie können aber zu einem Gefühl von Sicherheit und sozialer Zugehörigkeit beitragen und Räume für soziale Kontakte außerhalb der Familie schaffen und erhalten. Professionelle und zivilgesellschaftliche Strukturen und Aktivitäten müssen die zunehmende Vielfalt und die unterschiedlichen Bedarfe und Bedürfnisse gerade auch sozial benachteiligter Gruppen Älterer im jeweiligen lokalen Kontext berücksichtigen. Dafür müssen auch auf Landes- und Bundesebene Unterstützungsstrategien entwickelt werden.

LITERATUR

Alisch, M., & May, M. (2013). Selbstorganisation und Selbsthilfe älterer Migranten. APuZ – Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament., 63 (4-5), 40-45.

Bäcker, G. (2011). Altersarmut – ein Zukunftsproblem. Informationsdienst Altersfragen, 38 (2), 3-10.

Bäcker, G., & Schmitz, J. (2013). Altersarmut und Rentenversicherung: Diagnosen, Trends, Reformoptionen und Wirkungen. In C. Vogel & A. Motel-Klingebiel (Eds.), Altern im sozialen Wandel: Rückkehr der Altersarmut? (pp. 25-53). Wiesbaden: Springer VS.

Becker, I. (2012). Finanzielle Mindestsicherung und Bedürftigkeit im Alter. Zeitschrift für Sozialreform, 58 (2), 123-148.

Blinkert, B., & Klie, T. (2008). Soziale Ungleichheit und Pflege. APuZ – Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament, 12-13, 25-33.

Bochow, M. (2005). Ich bin doch schwul und will das immer bleiben – Schwule Männer im dritten Lebensalter. Hamburg: Männerschwarmskript Verlag.

Breeze, E., Jones, D., Wilkinson, P., Bulpitt, C., Grundy, C., Latif, A., & Fletcher, A. (2005). Area deprivation, social class, and quality of life among people aged 75 years and over in Britain. International Journal of Epidemiology, 34(2), 276-283.

Dragano, N., & Siegrist, J. (2009). Die Lebenslaufperspektive gesundheitlicher Ungleichheit: Konzepte und Forschungsergebnisse. In M. Richter & K. Hurrelmann (Eds.). Gesundheitliche Ungleichheit (pp. 181-194): VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Dreißig, V. (2008). Zur Rolle von Ungleichheits- und Machtverhältnissen in der Interaktion zwischen Pflegenden/

Ärzten und verschiedenen Patientengruppen im Krankenhaus. In U. Bauer & A. Büscher (Eds.), Soziale Ungleichheit und Pflege (1 ed., pp. 363-374). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Faik, J., & Köhler-Rama, T. (2013). Anstieg der Altersarmut? Anmerkungen zu einem Gutachten des wissenschaftlichen Beirats beim Bundeswirtschaftsministerium. Wirtschaftsdienst, 3, 159-163.

Geyer, J. (2014). Zukünftige Altersarmut. DIW Roundup. Politik im Fokus (Vol. 25). Berlin: Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung.

Goebel, J., & Grabka, M. M. (2011). Zur Entwicklung der Altersarmut in Deutschland. DIW Wochenbericht (25), 3-16.

Hank, K., & Erlinghagen, M. (2009). Dynamics of Volunteering in Older Europeans. The Gerontologist, 50 (2), 170-178.

Hradil, S. (1999). Soziale Ungleichheit in Deutschland (7 ed.). Opladen: Leske und Budrich.

Lampert, T., Kroll, L. E., & Dunkelberg, A. (2007). Soziale Ungleichheit der Lebenserwartung in Deutschland. APuZ – Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament (42/2007), 11-18.

Leopold, L., & Engelhardt, H. (2011). Bildung und Gesundheitsungleichheit im Alter: Divergenz, Konvergenz oder Kontinuität? Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 63, 207-236.

May, M., & Alisch, M. (2013). AMIQUS – Unter Freunden. Ältere Migrantinnen und Migranten in der Stadt. Opladen, Berlin, Toronto: Budrich.

Möller, A., Osterfeld, A., & Büscher, A. (2013). Soziale Ungleichheit in der ambulanten Pflege. Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie, 46 (4), 312-316.

Naegele, G., & Rohleder, C. (2001). Bürgerschaftliches Engagement und Freiwilligenarbeit im Alter. Theorie und Praxis der sozialen Arbeit (11), 415-421.

Okken, P.-K., Spallek, J., & Razum, O. (2008). Pflege türkischer Migranten. In U. Bauer & A. Büscher (Eds.), Soziale Ungleichheit und Pflege (pp. 396-422). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Rothgang, H., & Unger, R. (2013). Forschungsbericht zum FNA-Projekt „Auswirkungen einer informellen Pflegetätigkeit auf das Alterssicherungsniveau von Frauen". Berlin: Forschungsnetzwerk Alterssicherung (FNA).

Schäper, S., & Graumann, S. (2012). Alter(n) als wertvolle Lebensphase erleben. Herausforderungen und Chancen für Menschen mit geistiger Behinderung. Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie, 45, 630-636.

Schröder-Butterfill, E., & Marianti, R. (2006). A framework for understanding old-age vulnerabilities. Ageing & Society, 26, 9-35.

Simon, M. (2004). Die Begutachtung im Rahmen der sozialen Pflegeversicherung. Journal of Public Health, 12 (3), 218-228.

Simonson, J., Kelle, N., Gordo, L. R., Grabka, M. M., Rasner, A., & Westermeier, C. (2012). Ostdeutsche Männer um 50 müssen mit geringeren Renten rechnen. DIW Wochenbericht (23), 3-13.

Von dem Knesebeck, O., Bauer, U., Geyer, S., & Mielck, A. (2009). Soziale Ungleichheit in der gesundheitlichen Versorgung – Ein Plädoyer für systematische Forschung. [Social Inequality in Health Care – A Plea for Systematic Research]. Gesundheitswesen, 71(02), 59-62.

Walgenbach, K. (2014). Heterogenität – Intersektionalität – Diversity in den Erziehungswissenschaften. Opladen und Toronto: Barbara Budrich.

Yen, I. H., Michael, Y. L., & Perdue, L. (2009). Neighborhood environment in studies of health of older adults: a systematic review. American Journal of Preventive Medicine, 37 (5), 455-463.

AZRA DZAJIC-WEBER

In einer Welt der Vielfalt leben

Herausforderungen und Chancen für die Engagementunterstützung

EINLEITUNG

In den letzten Jahrzehnten ist unsere Gesellschaft erheblich vielfältiger geworden. So begreift sich Deutschland inzwischen als ein Einwanderungsland. Zwar ist unser Land heute vielfältiger als jemals zuvor, aber nicht in allen gesellschaftlichen Bereichen spiegelt sich diese Pluralität wider. Woran liegt das? Nach der langen verzögerten, politisch-rechtlichen Anerkennung der Realität Einwanderungsgesellschaft, befinden wir uns nun auf dem Weg der nachholenden gesellschaftlichen Integration, eine Aufgabe, die *Anpassungsleistungen* sowohl von der migrantischen Minderheit wie der nicht-migrantischen Mehrheit verlangt. Dass mit rechtlicher und politischer Anerkennung von Vielfalt noch lange nicht das Ziel gleichberechtigter gesellschaftlicher Teilhabe erreicht ist, zeigt sich schon an dem jahrzehntealten Kampf um Geschlechter-Gerechtigkeit oder etwa um die Pluralität sexueller Identität und Orientierung.

So rückt die Frage der Bedeutung und Herausforderung, die die vielfältiger werdende Gesellschaft für unser gesellschaftliches Selbstverständnis aufwirft, in immer mehr Bereichen zunehmend in den Fokus.

Auch in der ehrenamtlichen wie professionellen Senior_innenarbeit und Altenhilfe spielen Fragen von wachsender Vielfalt, von gleichberechtigter Teilhabe, von Inklusion und Integration eine zunehmende Rolle. Die Herausforderung besteht auch hier darin, wie man der wachsenden Diversität in der Gesellschaft gerecht(er) werden kann. Um die gesellschaftliche Debatte im Kontext Vielfalt zu befördern, lohnt die Beschäftigung mit der sog. Diversity-Politik bzw. dem Diversity-Ansatz.

DIVERSITY – BEGRIFF UND ANSATZ

Mit Diversity wird die Vielfalt von Merkmalen und Eigenschaften der Individuen in der modernen Gesellschaft bezeichnet, die sowohl Unterschiede als auch Gemeinsamkeiten zwischen Menschen ausmachen. Diese bilden die Grundlage für verschiedene Gruppenzugehörigkeiten und soziale Rollen. Dabei kann es sich sowohl um „objektive“, äußerlich erkennbare Eigenschaften als auch um subjektive, gesellschaftlich konstruierte, durch Fremd- oder Selbstzuschreibung entstehende Merkmale handeln. Diese Vielschichtigkeit an Eigenschaften und Merkmalen des Individuums lassen sich auf einige wenige Kerndimensionen verdichten: Geschlecht, sexuelle Identität, ethnische Zugehörigkeit und Hautfarbe, Religion und/oder Weltanschauung, Lebensalter, Behinderung und soziale Herkunft bzw. sozialen Status. Wichtig ist hierbei, die Mehrfachzugehörigkeit des/der Einzelnen zu verschiedenen Gruppen zu betonen, die sich aus der jeweiligen Kombination der Kerndimensionen ergibt, und die sowohl die Identität des Individuums als auch seine gesellschaftliche Stellung entscheidend mit beeinflussen können.

Der Diversity-Ansatz ist ein ursprünglich US-amerikanisches Konzept, das insbesondere auf dem Hintergrund der Emanzipationsbewegung der Schwarzen Bevölkerung und der Frauenbewegung in den 1960er und 1970er

Jahren entstanden ist. Infolge der zunehmend diverser werdenden hiesigen Gesellschaft etabliert sich seit den 1990er Jahren die Diversity-Arbeit auch in Deutschland.

Diversity thematisiert den Zusammenhang von eigenen Identitäten, Zugehörigkeit zu verschiedenen Gruppen und den damit verbundenen Machtverhältnissen, indem sie die folgenden zentralen Fragen stellt:
Wer gehört dazu? Wer hat Zugang? Wer hat welche Teilhabe- und Gestaltungsmöglichkeiten?

Mit diesen Fragen stößt Diversity vor in den sensiblen Bereich teilweise unter der Oberfläche verdeckter gesellschaftlicher Vorurteile und Diskriminierung.

VORURTEILE, DISKRIMINIERUNG

Die soziale Zuschreibung von Merkmalen einer Person kann zu einer von außen aufgezwungenen Rollenverengung bzw. der Reduktion der Vielschichtigkeit des Individuums führen und somit zum Ausgangspunkt gesellschaftlicher Benachteiligung werden. Derartige Zuschreibungen können auch direkt als Medium gesellschaftlicher Missachtung und Diskriminierung dienen.

Denn Vorurteile sind genau dieses – Vor-Urteile, vorgefertigte Meinungen, die den Einzelnen abschirmen gegen Offenheit, Wahrnehmung und neue Erfahrungen. Stereotype und Kategorien gehören zu unseren Alltagsinstrumenten, die zunächst weder negativ noch positiv sind, sondern dazu dienen, die gesellschaftliche Komplexität zu vereinfachen. Im Zusammenhang mit einer verengten Fremdzuschreibung kollektiver Eigenschaften wie der sieben Kerndimensionen, können Stereotypen aber zu festen Vorurteilen gerinnen, die – erst recht, wenn sie mit Wertungen verbunden werden – eine Praxis gesellschaftlicher Diskriminierung begründen. Denn Vorurteile geben Orientierung und Sicherheit, indem sie die Sicht auf die Welt strukturieren und so vereinfachen. Im Differenzieren zwischen „wir“ und „die Anderen“ bilden sich Gruppenzugehörigkeiten im sozialen Raum aus, wobei sich bestimmte Verhaltensdispositionen gegenüber „den Anderen“ oftmals schleichend und unbemerkt verändern. Hinsichtlich gleichberechtigter gesellschaftlicher Teilhabe ist es deshalb besonders wichtig, auf Vorurteile kritisch zu reflektieren.

ZIELE VON DIVERSITY

Genau hier setzt Diversity an, das mehrere Ziele verfolgt. Allen voran das Bewusstwerden und der Abbau von Vorurteilen und von Diskriminierung. Ein weiteres Ziel besteht in der Wertschätzung unterschiedlicher Identitäten und Lebensweisen. Diversity will einen Beitrag zur aktiven Förderung von Vielfalt hin zu einem Idealzustand, in dem die Gesellschaft in allen Bereichen die in ihr vorhandene Vielfalt abbildet. Schließlich zielt Diversity darauf ab, gesellschaftliche Vielfalt als Potenzial zu erkennen und Wege zu seiner Nutzung aufzuzeigen.

In erster Linie geht es also darum zu akzeptieren, dass alle Menschen unterschiedlich und vielfältig sind. Die positive Einstellung zur Vielfalt bedeutet unter anderem, dass das Zusammenleben einer heterogenen Bevölkerung als Chance betrachtet wird, da sich daraus vielfältige Potenziale und eine erhebliche Innovationskraft ergeben können, wenn Vielfalt als positiv erachtet, gefördert und nicht unterdrückt wird.

GESELLSCHAFTLICHE RAHMENBEDINGUNGEN

Dabei sind es die grundsätzlich veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die für eine Zunahme von Vielfalt in unserer Gesellschaft verantwortlich sind, und unter denen die Auseinandersetzungen um gleichberechtigte Teilhabe und Anpassung des gesellschaftlichen Selbstverständnisses vonstatten gehen. Dazu gehören u.a. die Globalisierung und innerhalb Europas der europäische Integrationsprozess. Andere wichtige Bedingungen sind Einwanderung, der Fachkräftemangel aber auch der demographische Wandel. Der Wandel von Geschlechterrollen und -verhältnissen, die Pluralisierung von Lebensweisen sind weitere wichtige Faktoren. Schließlich spielen auch Emanzipationsbewegungen diskriminierter Gruppen und das damit gewachsene Bewusstsein über die Bedeutung von Antidiskriminierungspolitiken sowie veränderte rechtliche Rahmenbedingungen, etwa in Form des Antidiskriminierungsgesetzes (AGG) oder der Frauenquote für DAX-Unternehmen eine wichtige Rolle.

HERAUSFORDERUNGEN VON SENIOR_INNENARBEIT IN EINER VIELFÄLTIGEN GESELLSCHAFT

Auch die Senior_innenarbeit sieht sich allmählich in relevantem Umfang mit den Herausforderungen der vielfältiger gewordenen Gesellschaft konfrontiert. Dieser Prozess läuft gegenüber anderen Gesellschaftsbereichen gewissermaßen verspätet an. So stellten bislang die Senior_innen mit Migrationshintergrund in Deutschland eine verschwindend kleine Gruppe dar. Das ändert sich gerade, und zwar einerseits weil mit der Veränderung hin zu einer Einwanderungsgesellschaft das bisherige „Gastarbeiter"-Modell, die „Rückkehr" in die alte Heimat nach Erreichen des Rentenalters nicht mehr das alleinige Modell darstellt, und andererseits weil mit der Alterung der deutschen Gesellschaft auch der migrantische Bevölkerungsteil langsam altert – so machen Migrant_innen mittlerweile nahezu 10 Prozent der über 65-Jährigen in unserem Land aus. Zugleich erreichen auch andere Ausprägungen von Vielfalt die Senior_innengenerationen wie etwa Menschen, die in gleichgeschlechtlichen eingetragenen Lebenspartnerschaften leben.

Hier geht es in der Senior_innenarbeit, wenngleich unter spezifischen Bedingungen, um die gleichen Grundsatzfragen wie in dem Rest der Gesellschaft und der sonstigen Diversityarbeit – um Fragen von Offenheit, Anerkennung und Teilhabe, um das Erkennen von und dem Entgegenarbeiten gegen Vorurteile und der Verhinderung von Diskriminierung. Hier geht es etwa im ehrenamtlichen Engagement um ähnliche Fragen und Probleme wie in anderen Bereichen des Ehrenamts. So sind etwa in der Senior_innenarbeit häufig Klagen zu hören, Senior_innen mit Migrationshintergrund würde sich deutlich weniger ehrenamtlich engagieren. Und wie in anderen Altersgruppen beruht dieser vermeintliche Mangel auf einem interkulturell nicht geschulten Blick, der auf das Ehrenamt mit dem „deutschen" Blick verbandsförmiger Organisationsformen schaut und dabei übersieht, dass innerhalb von migrantischen Gruppen ehrenamtliches Engagement nicht seltener vorkommt, sondern andere Formen annimmt. Hier kann, wie in allen anderen gesellschaftlichen Bereichen, Diversityarbeit in der Form von Diversity-Training, Beratung und Coaching einen wichtigen Beitrag leisten.

NUTZEN VON DIVERSITY, DIVERSITY-KOMPETENZ

Mithilfe der verschiedenen Formen von Sensibilisierungsarbeit wird versucht, die Diversity-Kompetenz des/der Einzelnen zu erhöhen. So erhöht Diversityarbeit auf der kognitiven Ebene das Wissen des/der Einzelnen über die soziale Konstruiertheit von Gruppenmerkmalen (wie ethnische Zugehörigkeit, Geschlecht, Religion), über die gesellschaftliche Funktion und Wirkung von Vorurteilen und Stereotypen oder über strukturelle Benachteiligung und Privilegierung bestimmter gesellschaftlicher Gruppen. Auf der emotionalen, der Haltungsebene äußert sich Diversity-Kompetenz in Form von gestiegenem Bewusstsein über eigene Identitäten und Prägungen, in der verstärkten Wahrnehmung von Vielfältigkeit, in Form von Empathie und der Fähigkeit zum Perspektivwechsel, im leichteren Erkennen von Ungleichbehandlung, von Macht- und Dominanzstrukturen und einer erhöhten Ambiguitätstoleranz (Aushalten von „Anderssein"). Auf der kommunikativ-sozialen Ebene zeigt sich Diversity-Kompetenz durch Kooperationsfähigkeit. Rollenflexibilität und eine verbesserte situationsbezogene Handlungsfähigkeit.

Neben der Sensibilisierungsarbeit am Einzelnen bietet sich Diversity zugleich als Strategie für Planungsprozesse, etwa für Prozesse der interkulturellen Öffnung unterschiedlichster Organisationen an – von Regeleinrichtungen, über Unternehmen hin zu ehrenamtlichen Organisationen und Nicht-Regierungsorganisationen.

Der Hauptnutzen von Diversity liegt darin, die unterschiedlichen Bedarfe von sozialen Gruppen und ihren Angehörigen zu erkennen, und so Chancengleichheit und gleichberechtigte soziale Teilhabe zu fördern. Damit leistet der Diversity-Ansatz nicht zuletzt einen wichtigen Beitrag zur Sicherung des gesellschaftlichen Zusammenhalts und der Zukunftsfähigkeit unserer Gesellschaft.

LISA GLAHN

Der Einsatz von Participatory Video in sozialen Projekten

Stellen Sie sich vor, ein Regisseur oder eine Regisseurin kommt zu Ihnen und möchte über Sie einen Film drehen. Zunächst werden Sie wahrscheinlich erstaunt sein, dass jemand sich für Ihre Geschichte interessiert. Vielleicht fühlen Sie sich geschmeichelt. Dann denken Sie: „Ach ich bin doch gar nicht wichtig, was ich zu erzählen habe, ist doch nichts Besonders“. Vielleicht lassen Sie sich darauf ein, vielleicht nicht. Was in jedem Fall klar ist, die Regisseurin oder der Regisseur sieht ihre Geschichte durch ihr/sein Auge. Also das, was Sie sagen oder das was Sie zeigen, wird durch das Auge und die Absichten des Regisseurs gefiltert.

Stellen Sie sich jetzt vor, Sie könnten selbst mit der Kamera in der Hand Ihre Geschichte oder Ihr Thema in Bilder und Worte fassen und selbst bestimmen, was und wie Sie ihr Anliegen erzählen und zeigen. Was ist das für ein Gefühl? Sie werden „empowert“, selbstermächtigt. Sie werden zum Protagonisten und zum Regisseur.

In Participatory Video Projekten geschieht genau das.

- Bei einem Participatory Video Projekt geben wir – die Trainer/facilitator (Filmemacher) – den Menschen (den Teilnehmern) die Kamera in die Hand. Dadurch werden sie selbst zu Autoren ihrer eigenen Geschichte. Sie werden zu den Machern und Macherinnen, den Realisatoren des Films. Oftmals sind es Menschen, die Filme nur aus dem Kino oder Fernsehen kennen.
- Participatory Video ist eine kreative Methode, um sich mit sich selbst und seiner Lebenswelt auseinanderzusetzen. Es ist für jeden zugänglich und man braucht kein Vorwissen.
- In einem partizipativen Filmprojekt werden alle anfallenden Arbeiten an einem Filmprojekt gemeinsam erarbeitet. Es ist ein demokratischer Gruppenprozess.
- So werden Themen und Ideen gemeinsam entschieden und ein Konzept und Drehbuch entwickelt. Dann geht es an die Realisation/Umsetzung des Stoffs: also Dreharbeiten und Schnitt.
- Natürlich steht der Gruppe eine Filmemacherin oder Filmemacher zur Seite, die technisch und dramaturgisch berät und dafür sorgt, dass es ein Film wird, den man sich gerne anschaut. (Facilitator ist eher ein „Katalysator“ der Ideen und Vorschläge.)
- Die Gruppe hat die Entscheidungshoheit darüber, was mit dem Endprodukt Film weiter geschieht. Wo und wem wird er gezeigt? Wenn man so will, liegt die gesamte „Entscheidungs-Macht“ bei der Filmgruppe.

Drei kurze Beispiele, die zeigen, wie unterschiedlich solche Projekte nicht nur inhaltlich, sondern auch stilistisch aussehen können.

Ganz im Unterschied zu Fernsehreportagen oder Filmen, die stark formatiert sind, sieht man an diesen Beispielen schon sehr deutlich, wie unterschiedlich diese Filme im Stil und Genre sind. Die Menschen, die diese Filme gemacht haben, hatten die Möglichkeit aus ihrem Blickwinkel das zu erzählen, was ihnen am Herzen liegt. Also: Die Filme sind so unterschiedlich wie die Menschen, die sie realisieren.

WORUM GEHT ES IM PARTICIPATORY VIDEO?

Es geht darum, Themen, die einem am Herzen liegen, eigene Lebenserfahrungen oder wichtige persönliche Anliegen auf eine sehr authentische Art und Weise zu zeigen und öffentlich zu machen.

In diesem Fall waren es junge essgestörte Mädchen, Punker, junge Frauen im Gefängnis oder Langzeitarbeitslose, die wenig Chancen auf dem Arbeitsmarkt haben.

Am Beispiel von den essgestörten Mädchen: Ich als Dokumentarfilmerin hätte natürlich den Film ganz anders gestaltet. Ich wäre mit meiner Idee von Magersucht an das Thema herangegangen. Das muss nicht falsch sein. Aber den wirklichen „inneren Blick“ hätte ich nicht gehabt und hätte ihn auch nicht haben können! Wie auch.

Wie ist das Drehbuch entstanden? Jede der Frauen hat in ihrer Schatztruhe aus Erinnerungen gekramt. Die Eine hat Tagebuchaufzeichnungen mitgebracht. Die Andere von ihren inneren Stimmen erzählt. Dadurch, dass die Frauen in einem geschützten Raum waren und in dem Gruppenprozess gegenseitiges Vertrauen aufgebaut haben, konnten sie gut ihre Erfahrungen miteinander teilen. Bildfragmente tauchten auf, die Ideen bildeten langsam eine Drehbuchidee. Entstanden ist ein Film, der einen fiktiven Tagesablauf einer magersüchtigen Frau nachempfinden lässt. Dabei findet tatsächlich kein Dialog in der Realität statt, sondern einzig und allein mit dem „inneren Diktator“ – wie die Mädchen ihre innere Stimme genannt haben.

Participatory Video knüpft an das ureigene Bedürfnis eines jeden Menschen an, gesehen, gehört, akzeptiert und wertgeschätzt zu werden, also als ein gleichberechtigter Teil einer Gemeinschaft dazugehören. Schon immer haben Menschen Geschichten miteinander geteilt. Geschichten, Lieder, Erzählungen, Träume und Visionen. Sie waren und sind ein wesentliches Verbindungsglied in den zwischenmenschlichen Beziehungen.

In unserer globalisierten Welt ist dieses zum großen Teil verloren gegangen. Oft geht die Stimme des Einzelnen unter. Wir scheinen alles über alle zu wissen. Aber unsere Geschichten hört man nicht.

Participatory Video gibt Menschen die Möglichkeit, mit der heutigen Technik ihr eigenes Sprachrohr zu bieten.

Motivationen und Ziele sind natürlich sehr vielfältig.
Einen Film macht man immer, um ihn auch zu zeigen.

- Das heißt, er verhilft zu einem Dialog und zur Verständigung (z. B. Punker).
- Ein Film kann dabei helfen oder eine Situation darin unterstützen, Konflikte zwischen unterschiedlichen Gruppierungen von Menschen zu lösen (z. B. Rixdorfer Str.), sich Konflikte durch Perspektivenwechsel anschauen.
- Eine Motivation kann sein, andere an eigenen Erfahrungen teilhaben zu lassen, Unterstützung zu bieten, z.B. wurde der Film „Tanz auf dem Pulverfass“ von krebskranken Frauen gemacht, die vermitteln wollten, dass es ein lebenswertes Leben nach der Krankheit geben kann. Eigene Erfolgsgeschichten weitertragen (Brustkrebsfrauen, oder essgestörte junge Frauen).
- Soziales und politisches Gehör verschaffen. (Peru/ Hartz IV-Empfänger/Psychisch Kranke …)
- Es ist eine Methode, die jeder nutzen kann, unabhängig von Schulausbildung oder ohne lesen und schreiben zu können.
- Und ein wichtiger Faktor: ES MACHT Spaß!

Die Methode des Participatory Videos arbeitet aber auf verschiedenen Ebenen.

- Die Persönlichkeit wird gestärkt.
  Die Arbeit an einem eigenen und selbst gestalteten Film ermöglicht es, sich und die eigene Lebenswelt/ Lebensgeschichte oftmals in einem Perspektivenwechsel zu reflektieren.

Dazu gehört:

- die Auseinandersetzung über Inhalt und Erfahrungen mit den anderen Gruppenteilnehmern.
- andere Standpunkte kennenzulernen und sich mit ihnen auseinanderzusetzen.
- die eigenen Erfahrungen in einem kollektiven Prozess in z.B. einen Kurzfilm umzusetzen. Dies ermöglicht eine gewisse Distanz zum eigenen Erleben oder Erlebten. (Gerade traumatisierte oder psychisch labile Menschen können durch den gemeinsamen Prozess und der Arbeit an einer fiktiven Geschichte Abstand zum eigenen Erleben halten.)
- und immer ist Participatory Video – der ein Gruppenprozess ist – ein Empowerment-Prozess. Die Persönlichkeit wird gestärkt und soziale Kompetenzen erlernt. Und es ist eine Selbstermächtigung hin zum selbstbestimmten, verantwortungsvollen Handeln. Wenn ich es stark formulieren will: vom Objekt zum Subjekt.

Die Prinzipien der Participatory Videoarbeit:

- Ownership: Alle Entscheidungen das Filmprojekt betreffend liegen in der Hand der MacherInnen.
- Die Geschichte, die Form und die Veröffentlichung liegen bei der Gruppe.
- Es ist ein Prozess und jeder findet darin seine Rolle und Fähigkeiten.
- Das Ziel, der Film, erreicht (kann) eine breite Öffentlichkeit (erreichen).
- Der Trainer oder die Trainerin stellt sich in den Dienst der Gruppe.
- Das heißt: Er bringt seine Fähigkeiten und Wissen ein, ohne die Geschichte zu seiner zu machen.
- Er verhilft dem Film zu einem präsentablen Ergebnis, das man sich gerne anschauen mag.
- Er wirkt als eine Art Katalysator: Viele Ideen der Teilnehmer werden durch ihn gefiltert und in filmische Machbarkeiten übersetzt.

Impressum

HERAUSGEBER: Bundesarbeitsgemeinschaft Seniorenbüros e.V.
Gabriella Hinn, Geschäftsführung (V.i.S.d.P.)
Bonngasse 10
53111 Bonn
bas@seniorenbueros.org
www.seniorenbueros.org

REDAKTION: Erik Rahn, 4k Projekte, Berlin

GESTALTUNG: Cornelia Agel, sevenminds, Berlin

ERSCHEINUNGSDATUM: 2016

Das Projekt wurde gefördert vom

Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend

Partner

EINE WELT DER VIELFALT

LaS

rubicon. lesbisch, schwul, queer

Solution Space